

Wertvolle Kinder

Thomas Nommensen

Die Stimme spricht wieder zu ihr, gibt die Anweisungen. Geduldig. Gleichbleibend freundlich. Wie gestern und an den 116 Tagen zuvor. Die Bedeutung der knappen, aber präzisen Sätze hat sich in dem täglichen Ritual nach und nach verflüchtigt, übrig blieb der beruhigende Klang der Stimme aus dem kleinen Gerät an der Windschutzscheibe.

In zweihundert Metern biegen Sie rechts ab.

Die Frau dreht mit der linken Hand das Lenkrad. Ihre rechte Hand setzt den Blinker, legt die Gänge ein. Die Füße finden die Pedale und den nötigen Rhythmus wie von selbst. Keine Unsicherheit. Kein Zögern. Die erlernten Abläufe sitzen.

In einhundert Metern halten Sie sich links.

Als der Fahrtwind es nicht mehr schafft, die Flocken von der Scheibe zu blasen, rutscht sie auf dem Sitz ganz nach vorn. Das Lenkrad drückt hart gegen ihr Brustbein, aber sie spürt den Schmerz nur dumpf und flüchtig.

Sie könnte den Scheibenwischer einschalten, doch sicher würde alles verschmieren. Sie müsste anhalten, aussteigen, die Scheibe säubern. Die klare, kalte Luft, der Gang zum Kofferraum, um den Scheibenreiniger zu holen – vielleicht würde dieser Moment bereits ausreichen, um ihren Mut zu tilgen. Den Mut, den sie braucht, um mit ihrem Ritual zu brechen und diesen irrwitzigen Plan auszuführen. Nein, sie wird weiterfahren, nicht aussteigen, bevor sie am endgültigen Ziel ihrer Fahrt angekommen ist.

Im Kreisverkehr nehmen Sie die zweite Ausfahrt.

Die Lüftung läuft seit Fahrtbeginn auf Hochtouren, der Luftstrom ist mittlerweile lauwarm, bläst ihr ins Gesicht – ein trockenes Gefühl auf den Pupillen. Sie kneift die Augen zusammen, wartet auf eine Träne zwischen ihren Lidern.

Das Ziel ihrer täglichen Fahrt hat sie mehr und mehr als einen Teil ihres Zuhauses empfunden. Manchmal nennt sie es *Das Kinderzimmer. Das Kinderzimmer von Marie*. Irgendwann hat sie es auch Johannes gegenüber erwähnt. Johannes hat sie angesehen, traurig angesehen. Seitdem lässt sie ihren Mann nicht mehr an ihren Gedanken teilhaben.

In 200 Metern biegen Sie links ab.

In den ersten Wochen hat Johannes sie gefahren, sich dann neben sie gestellt, bemüht, seine Ungeduld zu verbergen. Manchmal ist er nach wenigen Minuten zum Wagen zurück gegangen. *Ich warte dort. Lass dir einfach so viel Zeit, wie du brauchst*. Doch so funktionierte es nicht, allein der Gedanke, dass er ungeduldig auf dem Parkplatz herum lief, eine Zigarette nach der nächsten rauchte, störte sie in ihrer Trauer.

Ihr Therapeut hatte die Idee mit dem Navigationsgerät. So ein Gerät gibt Ihnen Sicherheit, bringt Routine in den Fahrprozess, stabilisiert letztlich den ganzen Besuchsvorgang, meinte er. Der Frau kam es albern vor, schließlich kannte sie die Strecke nur zu genau. Trotzdem, und weil der Psychologe viele Worte fand, die den Therapiewert dieser Maßnahme lobten, ließ sie sich zu einem Versuch überreden. An jenem Tag fuhr sie zwei Kilometer weit ohne einen einzigen Panikanfall. Nach einer weiteren Woche und der Umstellung der Stimme auf einen männlichen Sprecher hatte sie schließlich die gesamte Strecke geschafft und parkte ihren kleinen Fiat vor der Koniferenhecke am Südeingang des Friedhofs.

Sie haben Ihr Fahrziel erreicht.

Spiegel, Blinker, Seitenblick. Die Frau lässt den Wagen auf dem grob gepflasterten Fahrstreifen zwischen den Parkbuchten langsam ausrollen. Nimmt den Gang raus. Kurbelt die Seitenscheibe herunter. Es ist kälter geworden, zwischen die weichen Schneeflocken haben

sich harte Eiskristalle gemischt, die wie Nadeln auf ihre Gesichtshaut treffen.

Die Verkäuferin aus der Friedhofsgärtnerei gegenüber winkt ihr durch die weihnachtlich dekorierte Scheibe des Ladens zu.

Die Frau winkt zurück. Nur ein Reflex. Normalerweise würde sie jetzt den Wagen parken, aussteigen, in dem Laden ein paar belanglose Worte wechseln, dann die Rose kaufen.

Heute nicht. Heute wird sie ein weiteres Fahrziel in das Navigationsgerät eingeben, sich von der Stimme durch die Stadt lenken lassen. Hin zu dem Gebäudekomplex, den sie fast auf den Tag genau vor sechs Monaten verlassen hat. Auf Johannes gestützt und ihres bisherigen Lebens beraubt.

Vor dem Haupteingang unter dem schmalen Vordach stehen die Raucher. Zitternde Körper in Bademänteln, die sich hastig das Nikotin für die nächsten Stunden auf der Station in ihre Körper saugen.

Die Frau parkt ein paar Meter daneben, ignoriert das Schild mit dem Hinweis, dass es sich um einen reservierten Parkplatz handelt, geht um den Wagen herum, öffnet die Beifahrertür und zerrt die kleine Reisetasche vom Sitz.

Sie schließt die Tür, und während sie sich die Tasche umhängt, bemerkt sie das Zittern ihrer linken Hand. Mit dem Einnehmen der Tabletten heute Morgen sind also auch die Nebenwirkungen zurückgekommen. Die erste Dosis nach so langer Zeit – sie hat eine Weile überlegt, ob es auch ohne gehen würde, sich dann eine Närrin gescholten und die Kapsel mit einem Schluck Kaffee runter gespült.

Die Glastür der Eingangshalle öffnet sich mit einem leisen Fauchen. Zwei Schritte in die Wärme. Die Brille der Frau beschlägt sofort. Hastig durchsucht sie ihre Jackentasche, erwischt den Zipfel eines Papiertaschentuchs mit den kalten Fingerspitzen. Die Reisetasche rutscht von ihrer Schulter, schlägt mit einem metallischen Ge-

räusch auf dem Fliesenboden auf. Die Frau erschrickt, ihre rechte Hand findet den Mund, erstickt den Schrei mit dem Taschentuch.

Verdammt, beruhige dich.

Sie atmet einige Male in den Zellstoff zwischen den Lippen, sucht in dem Taschentuch nach einer trockenen Stelle, nimmt ihre Brille ab, reibt vorsichtig über die Gläser.

Die Frau sieht sich in dem gefliesten Eingangsbereich um. Plötzlich sind die Bilder von diesem anderen Krankenhaus wieder in ihrem Kopf. Vor einer Woche hat sie die Reportage auf dem Kanal eines Privatsenders gesehen. Ein Kamerateam war durch die Gänge einer Klinik in Russland gestürmt. Das Licht der mitgebrachten Scheinwerfer brach sich in den großen Glasflächen dutzendfach und mischte sich mit den Blitzen der Fotografen zu einem gleißenden Inferno. An der Spitze ein Mann mit einem Mikrofon, der immer wieder in Nahaufnahme gezeigt wurde und den Vorgang in einer unbekanntenen Sprache beschrieb. Der deutsche Kommentar setzte verzögert ein, fasste die Aktion zusammen und lieferte Hintergründe in kurzen trockenen Sätzen, die zu den aufgeregten Bildern nicht passen wollten.

Die Frau saß vor dem Fernseher, Bilder und Töne rannen durch ihren Kopf, und es gelang ihr nicht, mehr als nur Fragmente davon festzuhalten. Aber in dem Moment, als Johannes zur Fernbedienung griff, »So ein Quatsch«, murmelte, und der Kommentator fast gleichzeitig davon sprach, dass man davon ausgehe, ähnliche Vorkommnisse könnten sich auch woanders wiederholen, vielleicht sogar in deutschen Krankenhäusern, wurde in ihrem Gehirn ein Prozess ausgelöst. Ein Prozess, der zwei Tage gärte und am Ende dafür sorgte, dass sie mitten in der Nacht mit einem schrillen Schrei aus einem schrecklichen Traum erwachte.